

Gail Jones. *Der Traum vom Sprechen*. Aus dem Englischen übersetzt von Conny Lösch. Hamburg: Edition Nautilus, 2006, 222 Seiten, € 22,- ISBN 3-89401-491-1. Rezensiert von **Arno Rußegger, Universität Klagenfurt**

Man möchte es kaum glauben, doch es geht das Gerücht um, die Moderne sei erzählbar geworden! Man möge dabei bloß an Gail Jones' Roman *Der Traum vom Sprechen* denken, der – nach einigem Erfolg im anglo-australischen Raum – 2006 auch in deutscher Übersetzung erschienen ist.

Wenn man solches hört, beschleicht einen freilich nicht nur Begeisterung, sondern zugleich ein gewisses Unbehagen, vielleicht besser: eine Melancholie darüber, wie einfach es zu sein scheint, den Schwung eines neuen Jahrtausends zu nützen, um das Bedürfnis zu befriedigen, Bilanz zu ziehen und zusammenzufassen, was in den letzten hundert, hundertfünfzig Jahren geschehen ist, auf welchen soziokulturellen Grundlagen und unter welchen technischen und ökonomischen Rahmenbedingungen; und weiters daraus einige Paradigmen zeitgenössischer Lebensführung abzuleiten, diese dann als wesentlich hinzustellen und schließlich zum kompositorischen Unterbau eines Stücks Literatur zu machen, das angesichts der Ideen und Zielsetzungen, die es tragen, von erstaunlich geringem Umfang ist.

Denn während etwa die großen Schlüsselwerke zu Beginn des 20. Jahrhunderts – aus den Schreibstuben von James Joyce bis Thomas Mann, von Franz Kafka bis Robert Musil (und vielen anderen) – bekanntlich meist aus dicken Wälzern bestehen, von denen einige nichtsdestotrotz Fragment blieben, benötigt Gail Jones für ihre Art von Resümee einer ganzen Epoche nur ungefähr 220 Seiten, um folgendes Szenario zu setzen und vollständig zur Durchführung zu bringen: Alice, eine junge Frau und die (wie die Autorin) aus einer größeren Stadt im westaustralischen Hinterland stammende Protagonistin, beschließt, nach Paris zu reisen, um dort eine Poetik der Moderne zu verfassen. Wir erfahren nicht, ob es sich dabei um ein genuin wissenschaftliches Projekt handelt oder ein rein persönliches Abenteuer; beides wäre, real betrachtet, auch nicht recht plausibel. Eher drängen sich da schon Vergleiche mit jener anderen, einstweilen noch berühmteren Alice auf, die erst ins absurde Wunderland gelangen musste, um sich selbst erfahren zu können. Unsere Alice Black hingegen träumt von Kindheit an, Astronautin zu werden, um auf diese Weise für sich einen Raum zu erschließen, in dem eine Versöhnung von Technik und Menschlichkeit möglich wäre. Kaum in Europa angekommen, trennt sie sich endgültig von ihrem Liebhaber Stephen, der ihr nach Paris gefolgt ist. Nun ist sie frei von allen Bindungen, die sie bisher eingeschränkt haben, vor allem von den Eltern und der schwer an Krebs erkrankten Schwester Norah samt Familie. Alice stürzt sich in ihre neue Arbeit.

Exemplarisch beschäftigt sie sich mit allem, was dem Dasein in einer Weltmetropole Ausdruck verleiht und die Wahrnehmung der heutigen Welt strukturiert, von den Kondensstreifen der Flugzeuge am Himmel bis hin zum eigentümlichen Licht der Fernsehapparate. Mit besonderer Vorliebe wendet sie sich Phänomenen und Dingen zu, die unserer alltäglichen Aufmerksamkeit entgehen, weil wir uns längst daran gewöhnt haben. Eines Tages trifft sie Hiroshi Sakamoto, einen Überlebenden der Atombombe, die die Amerikaner im August 1945 über Nagasaki gezündet haben, und freundet sich mit dem Mitsiebziger an. Wie Alice ist er sozusagen Privatier, ein „unabhängiger Gelehrter“, der noch dazu ganz ähnliche Interessen verfolgt, indem er nämlich an einer monumentalen Biografie über Alexander Graham Bell, den Erfinder des Telefons, schreibt. Fortan ist es Mr. Sakamoto, der Alice in vielen Gesprächen, dann auch in E-Mails, Briefen und Telefonaten ein völlig geändertes Verständnis von technologischem Fortschritt, dessen Gefahren und deren mit Hilfe feinsinniger Erörterungen eröffnet. In seinen Worten werden Erfindungen (beispielsweise das Zellophan, das Radio oder Kopiergeräte), deren Nutzung uns heute ganz selbstverständlich vorkommt, auf ihre ursprüngliche geistige Kühnheit und den ästhetischen Wert zurückgeführt, der ihnen innewohnt. Nicht von ungefähr ist er ein meisterhafter Kenner der Kunst des Haikus. So gelingt es ihm, seinen Erfahrungen eine eigene Zauberkraft abzurufen, die ihre Wirkung auf die zivilisationsüberdrüssige Alice nicht verfehlt. Sakamoto liefert ihr immer mehr Stichworte für die Analyse, deren Abfassung eigentlich sie sich zur Aufgabe gestellt hat.

Die persönlichen Geschichten der beiden Menschen verflechten sich mit Reflexionen und essayistischen Passagen über generelle Themen der neuzeitlichen gesellschaftlichen Entwicklung, sowohl im Positiven als auch im Negativen. Aufgrund der Intensität dieser Beziehung ist es für Alice schließlich intellektuell kaum zu ertragen, als ihr kranker, hinfällig gewordener Mentor nach Japan zurückkehrt. Sie folgt ihm, besucht Tokio und Nagasaki, doch Sakamoto stirbt bald darauf an einem Schlaganfall. Für Alice bedeutet das den Verlust ihrer Inspirationsquelle und existentiellen Orientierung, eine Katastrophe, hätte sie die Lehren, die sie in Auseinandersetzung mit dem Mann bezogen hat, nicht auch ihrer Schwester vermittelt, womit deren Genesung beginnt. Dass Alice am Ende erfahren muss, ein adoptiertes Kind und leiblich mit Norah gar nicht verwandt zu sein, rundet ein Bild ab, das in seiner inneren Gebrochenheit typisch ist für die Darstellungsweise von Gail Jones. Sie sucht die Komplexität, ja oft sogar Widersprüchlichkeit unterschiedlicher Sichtweisen auf ein und desselben Sachverhalt, um sie in gewandten Übertragungen und Vergleichen wieder aufheben zu wollen. Wenn das bis in die kleinsten sprachlichen Formulierungen und Wendungen von lyrischer Prägnanz hinein gelingt, macht es einen großen

Reiz des Buches aus; in den übrigen Fällen liegt darin aber auch der Anstoß für manche Wichtigmacherei, in der die Erzählinstanz gerne schwelgt.

Der „Traum vom Sprechen“, den der Titel beschwört, erhält auf diese Weise etwas durchaus Zwiespältiges. Einerseits sind der Kommunikationswissenschaftlerin und Universitätslehrerin, die die Autorin im Brotberuf ist, sämtliche Formen zwischenmenschlicher Interaktion und Informationstechnik ein zentrales und legitimes Anliegen, dem sie in vielen interessanten Facetten nachgeht, bis hin zu den neuesten Mitteln der Telekommunikation. Andererseits kann sie sich mitunter nicht beherrschen, in mehr oder weniger drögen Abhandlungen, die nur vordergründig als Teil des Gedankenaustausches von Alice und Mr. Sakamoto motiviert werden, ein Wissen vorzutragen, das so wirkt, als sei es eins zu eins aus einem Konversationslexikon entnommen. Der Traum, einmal alles Wahrhaftige sagen zu können, wandelt sich dann zu einem erkenntnistheoretischen Alptraum, in dem Trivialität, Naseweisheit, Moralismus und didaktische Überambitioniertheit durcheinander geraten; die Bemühungen um eine Remythisierung der Moderne, die dadurch bewerkstelligt werden soll, dass man den immer perfekteren und effizienteren Maschinen und Einrichtungen Gesichter und Schicksale zuordnet, führen sich selbst ad absurdum.

Die ungleichen kulturellen Voraussetzungen zwischen Australien und Europa sind offensichtlich doch nicht so ohne weiteres zu überbrücken und verleiten aus hiesiger Sicht zu einigen Verkürzungen. Denn was für das eine Publikum zu erklären und instruktiv aufzubereiten ist, müsste für das andere eher in Frage gestellt werden. Eine Symbolik etwa, die Paris als naives Sinnbild für die Philosophie der Aufklärung oder postmodernistischer Theorien wählt, ist mindestens ebenso diskussionswürdig wie das Motiv der Atombombe, wenn es den Holocaust, der bei Jones gar keine Rolle mehr spielt, als extremsten Ausdruck für die dunkle Seite der Aufklärung völlig verdrängt.

Die anfänglich gehegte und von der ersten Kritik erweckte Erwartung, der Autorin könnte gelungen sein, woran sie ihre Figur Alice letztlich scheitern lässt, die dasselbe poetologische Programm verfolgt, erfüllt sich letztlich also nicht – was dem Roman allerdings zugute kommt. Gail Jones' Lust, alles verstehen zu wollen, ist anachronistisch; insofern hat ihr Roman die Moderne tatsächlich hinter sich gelassen. Ob sie ihr damit allerdings gerecht werden kann, bleibt offen, auch wenn sie für ihren Text ein hübsches Ende findet.